

Wir möchten Sie heute auf einen Artikel aufmerksam machen, der zwar nicht den aktuellen Forschungsstand widerspiegelt, aber den Blick für Themen sensibilisiert, die nach wie vor in der Psychotherapieprozessforschung relevant sind. Der Artikel sollte als „Zeitdokument“ gelesen werden, das den Forschungsstand und die Diskussionen psychoanalytisch-orientierter Forscher von 1990 deutlich macht.

**Peterfreund, E.**

***On the Distinction Between Clinical Process and Content Theories*  
Psychoanalytic Psychology, 1990, 7(1), 1-12.**

Peterfreund betreibt in seinem Artikel psychoanalytische Konzeptforschung. Er beschäftigt sich mit der Frage, wie in der therapeutischen Arbeit Erkenntnisschritte beim Analytiker möglich werden. Die im Artikel vorgeschlagenen Lösungswege zur Erfassung von Erkenntnisschritten im therapeutischen Dialog sind heute zum Teil beschriftet worden, andere Themen blieben nach wie vor ausgeklammert.

Peterfreund hebt vier Aspekte hervor, die für die Untersuchung von Erkenntnisschritten beim Analytiker relevant sind: Die Unterscheidung zwischen Prozesstheorie und Inhaltstheorie; die Nachvollziehbarkeit klinischer Schlüsse und in diesem Zusammenhang der Bedeutung mentaler, alltagsnaher Modelle für das Verständnis des therapeutischen Prozesses. Im abschließenden Teil geht Peterfreund auf die Frage ein, ob und wie weit die psychoanalytische Therapie als Wissenschaft betrachtet werden kann.

Zu Beginn des Artikels differenziert Peterfreund zwischen Prozess- und Inhaltstheorie. Prozesstheorien beziehen sich auf die Methode der Erkenntnisgewinnung im therapeutischen Prozess, während klinische Inhaltstheorien die Ergebnisse der Untersuchung erfassen. Bei den Inhaltstheorien unterscheidet er sechs Ebenen, die von einfachen Aussagen über das aktuelle subjektive Erleben des Patienten (z. B. „Sie sind ängstlich“) bis hin zu theoretischen Vorstellungen wie Ödipuskomplex oder Kastrationsangst reichen. Diese klinischen Theorien standen und stehen heute noch im Mittelpunkt psychoanalytischer Diskussionen. Dagegen wurden Prozesstheorien, d. h. Vorstellungen darüber, wie man eigentlich zu Erkenntnissen kommt, vernachlässigt. Peterfreund kritisiert, dass in psychoanalytischen Diskussionen nicht klar zwischen diesen beiden Theorien unterschieden wird, aber eine Gleichsetzung nicht möglich sei. Warum er dieser Meinung ist, illustriert er am Beispiel des Mikroskops: Die meisten von uns kennen Querschnitte der embryonalen Entwicklung, d. h. Theorien über die Abfolge von Organentwicklungen. Aber diese Theorien entsprechen nicht Theorien über die Optik des Mikroskops oder kognitiven Theorien über den Gebrauch des Mikroskops. Die Inhaltstheorien (z. B. Entwicklung der Organe) sind abhängig von den beiden anderen Theorien, dem Prozess des Mikroskopierens, der Untersuchungsmethode. Als Studenten haben wir das physikalische Instrument, das Mikroskop, wenig beachtet, weil wir wussten, dass es erprobt ist. Auch wird die kognitive Aktivität nicht näher hinterfragt, weil schnell ein Konsens darüber hergestellt ist, was man sieht. In der Therapie ist dies anders. Wir haben kein standardisiertes anerkanntes Instrument zur Erfassung psychischer Phänomene. Peterfreund zieht aufgrund dieser Analogie den Schluss, dass die psychoanalytische Theorie ein „Mikroskop ihres Erkenntnisprozesses“ braucht. Endlose Diskussionen über den Inhalt seien nutzlos, wenn der Prozess vernachlässigt würde. Um den Prozess der Erkenntnisgewinnung zu erfassen, schlägt er vor, sich auf den aktuellen Moment, einzelne Behandlungssituationen, zu konzentrieren.

Beim zweiten Thema, der Nachvollziehbarkeit klinischer Schlüsse, macht er darauf aufmerksam, dass es keine Übereinkunft darüber gibt, was als klinischer Befund Gültigkeit beanspruchen kann. Peterfreund weist darauf hin, dass in Fallberichten Aussagen wie „es zeigte sich“ u. ä. üblich seien, aber ob z. B. der im Bericht geschilderte Patient oder ein anderer Analytiker zu ähnlichen Schlüssen käme, bleibt ungeklärt. Bei der Frage nach einer Erkenntnistheorie steckt seiner Meinung nach die Psychoanalyse noch in den Kinderschuhen. Psychoanalytiker haben nach wie vor keine Standards, die ihnen einen Konsens über klinische Beobachtungen erlauben. Um zu solchen Standards zu gelangen, müsse der Erkenntnisprozess ins Zentrum von Forschungsbemühungen gerückt werden.

Als dritten Punkt schlägt Peterfreund vor, für das Verständnis des therapeutischen Prozesses von der Frage auszugehen, welche Standards überhaupt existieren. Oft seien diese Standards den behandelnden Analytikern nicht bewusst. Wir sprechen z. B. von guten oder schlechten Stunden, ohne die Kriterien für eine solche Aussage explizit gemacht zu haben. Nach Peterfreund gehe es darum zu spezifizieren, was wir denken und was wir wirklich tun. In diesem Sinne plädiert er dafür, von alltagsnahen Modellen menschlicher Erfahrung auszugehen, da diese in jedem Stück analytischer Arbeit zentral seien. (Ein Konzept, um diese subjektiven Theorien zu erfassen, ist der Ansatz der „mental models“, der im Rahmen der Cognitive Science entwickelt wurde, oder die „working models“ in der Bindungsforschung.)

Das vierte Thema, ob und wieweit die psychoanalytische Therapie als Wissenschaft betrachtet werden kann, beantwortet Peterfreund polemisch: Die Psychoanalyse sei keine Wissenschaft. Er betrachtet die Psychoanalyse als Handwerk in dem Sinne, dass wir etwas tun, ohne die dem eigenen Handeln zugrunde liegenden Gesetze genau zu kennen. Sein zentrales Anliegen ist dementsprechend, dass wir mehr über unsere Untersuchungsmethode nachdenken als uns über Inhaltstheorien zu streiten – und dass beschrieben wird, was Patient und Therapeut wirklich tun. Er plädiert dafür, unsere analytische Identität nicht über klinische Inhaltstheorien zu definieren, sondern über unser Untersuchungsgebiet, die klinische Interaktion. Wissenschaftliche Theorien werden definiert durch ihr Untersuchungsgebiet: die Phänomene, die erforscht werden sollen und die Probleme, die sich dort stellen. Das Gebiet der Psychoanalyse ist das subjektive mentale Geschehen zweier Menschen: Gedanken, Phantasien und Gefühle. Wenn man dieses Gebiet mit dem Versuch verbindet, eine Prozess- bzw. Erkenntnistheorie zu entwickeln, ist mehr als genug getan, um die Psychoanalyse als Disziplin zu definieren.

Anzumerken bleibt zum Artikel, dass er auf Missstände in der Diskussionskultur und „Irrwege“ in der Forschung aufmerksam macht, die auch mehr als zehn Jahre später noch unreflektiert praktiziert werden. Aktuelle Forschungstendenzen hin zu einer Interaktionsforschung sind ein Schritt, um die von Peterfreund aufgeworfenen Probleme anzugehen.

*Rosmarie Barwinski (Redaktion)*

*Fernanda Pedrina*

*Regula Weiss*

*Christine Widmer*

*Rückmeldungen zu diesem Bulletin an:*

*r.barwinski@swissonline.ch*